

Thema 1: Literatur - Kunst - Kultur

Vom Wert der Klassiker

Verfassen Sie einen **Leserbrief**.

Situation: Sie lesen den Zeitungsartikel *Kafka ist cool* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Zeitungsartikel *Kafka ist cool* von Martina Läubli aus der Online-Ausgabe der Schweizer Tageszeitung *Neue Zürcher Zeitung* vom 29. September 2017 (Textbeilage **1**).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz wieder, wie laut Textbeilage Schülerinnen und Schüler dem literarischen Kanon gegenüberstehen.
- Bewerten Sie die Bedeutung eines literarischen Kanons für junge Menschen vor dem Hintergrund vielfältiger anderer Medienangebote.
- Nehmen Sie Stellung zur Frage, welche Rolle Texte des literarischen Kanons im Deutschunterricht spielen sollten.

Schreiben Sie zwischen 500 und 550 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 1 / Textbeilage

Hinweis: Die schweizerische Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Kafka ist cool

Jugendliche haben immer weniger Zeit zum Lesen. Das bedeutet aber noch lange nicht das Ende des Literaturkanons

Von Martina Läubli

Plopp, ein WhatsApp-Fenster öffnet sich. „Was machen wir heute nach der Schule?“ Sina, 16 Jahre alt, möchte ihre Freunde treffen. Aber sie hat Sporttraining. „Kann nicht“, antwortet sie. Auf dem Weg hat sie immerhin Zeit zum Chatten, es geht um Fussballschuhe und das Wochenendprogramm. Am Abend kann Sina die Hausaufgaben nicht länger aufschieben. Parallel zu den Matheaufgaben und Englischvokabeln schaut sie Musikvideos auf YouTube. Dann nochmals alle Chatgruppen checken, ein paar Kommentare hinzufügen, lächeln über die Snapchat-Fotos von einer Kollegin. Mehr Medienkonsum geht heute nicht, denn die Eltern haben Sina verboten, „Game of Thrones“ zu schauen. Die neue Staffel der Fantasy-Serie muss bis zum Wochenende warten. Sina ist ohnehin müde, der Tag war busy.

Zweieinhalb Stunden surfen

Die Schülerin Sina ist fiktiv. Doch sie verkörpert zentrale Merkmale der James-Studie zur Freizeitgestaltung und Mediennutzung von Schweizer Jugendlichen. Sie sind heute sehr beschäftigt. Unter der

Woche surfen sie durchschnittlich zweieinhalb Stunden im Internet, meist via Smartphone. Am Wochenende sind es 3 Stunden 40 Minuten. In ihrer Freizeit treffen sie auch oft Freunde und treiben Sport, und Hausaufgaben haben sie ebenfalls. Wo bleibt da noch Zeit zum Lesen? Was passiert, wenn Jugendliche wie Sina stundenlang googeln, YouTube-Hits schauen und chatten, statt Mozart zu hören? Verschwindet klassisches Bildungswissen? Und wäre das schlimm? Es ist Zeit für einen Schulbesuch.

In der Kantonsschule Stadelhofen scheint die Nachmittags-sonne durch das Fenster, auf dem Tisch liegt Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute“. Das Reclam-Büchlein ist aufgeschlagen. Die Schülerinnen und Schüler der Klasse 1dN haben sich kluge Fragen zum Text überlegt. „Es ist leicht, die Schülerinnen und Schüler für den Literaturkanon zu begeistern“, sagt die Deutschlehrerin Eva Pabst. „Wir lesen gern“, sagen die allermeisten in der Klasse.

In ihrer Freizeit lesen die Jugendlichen Bücher, die nicht zum Unterrichtsstoff gehören: Sachbücher

wie die Autobiografien von Nelson Mandela oder Malala Yousafzai, der pakistanischen Kinderrechtsaktivistin, George Orwells Dystopie „1984“ oder den Roman „Mörder Anders“ des Erfolgsautors Jonas Jonasson. Viele kennen „Harry Potter“, mögen Fantasy und Science-Fiction. Zudem begleiten Fernsehserien den Alltag. Die Schüler mögen zum Beispiel „Suits“, „Riverdale“, „Stranger Things“ oder Fantasy wie „The Hunger Games“ oder „Game of Thrones“. Manche schauen eine Staffel pro Woche, dazwischen auch einmal einen Film wie „12 Years a Slave“. Ganz zu schweigen von YouTube-Videos und den Snapchat-Fotos, die sie herumschicken. Die Bücher haben viel Konkurrenz.

Fantasy ist auch Wissen

„Lesetraining im Sinn eines Muskeltrainings fehlt heute“, beobachtet Pabst, die seit zwanzig Jahren Deutsch unterrichtet. Leseratten trifft sie seltener an, was wohl am erwähnten Kapazitätsproblem liegt. Der Platz im Kopf und die Aufmerksamkeit sind beschränkt, doch Lesen braucht Zeit und Abstand von der Dauerkommunikation. Das

Gymnasium ist somit der einzige Ort, an dem junge Menschen viel lesen und genau lesen. Die Schüler akzeptierten fraglos, dass klassische Werke einen besonderen Wert hätten, und seien bereit, solche Texte zu lesen. „Je älter ein Text, desto selbstverständlicher sein Wert“, sagt die Lehrerin und Fachdidaktikerin. Die Jugendlichen halten der Literatur die Treue. Gerade weil die Akzeptanz kanonisierter Bildung so gross sei, ist es Pabst wichtig, auch auf die Abgründe der Tradition hinzuweisen – etwa darauf, dass das Konzentrationslager Buchenwald ganz in der Nähe der Klassikerstadt Weimar lag.

„Viele Schüler wollen unbedingt Goethes ‚Faust‘ lesen, weil sie denken, der sei die Bibel des Deutschunterrichts“, sagt Marc Caduff, Deutschlehrer an der Kantonsschule Heerbrugg.

Bei der Auswahl der Schullektüren sind Lehrpersonen in der Schweiz sehr frei. Auf Gymnasiumsstufe hat jede Schule ihren eigenen Lehrplan. Definiert sind Epochen, Textformen und die zu erwerbenden Kompetenzen; die zu lesenden Werke jedoch kaum. Lehrer wählen selbst aus und berücksichtigen dabei die Interessen der Schüler, aktuelle Debatten, eigene Vorlieben und das Theaterprogramm. „Es gibt keinen Text, den ich mit jeder Klasse lese“, sagt Eva Pabst. Mehrere Lehrpersonen erzählen, dass sie entweder nach interessanten zeitgenössischen (z. B. Michael Fehr, Lukas Bärfuss, Monique Schwitter) oder zu Unrecht wenig beachteten (z. B. Adelheid Duvanel) Texten suchen

oder nach Texten von Autorinnen. Manche eröffnen den Zugang zu Klassikern über die Populärkultur, vergleichen etwa Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ mit „Harry Potter“ – denn gerade die Populärkultur interpretiert Mythen und Klassiker gerne neu. Die Kenntnis von Fantasy-Serien ist also durchaus auch eine Form von Wissen. Wenn es darum geht, die grossen Fragen und Geschichten zu entdecken, ist Dünkel keine Option.

Im Schulalltag kristallisiert sich durchaus ein harter Kern an oft gelesenen Texten oder Autoren heraus. Neben Goethe und Schiller sind dies Büchner, Frisch, Dürrenmatt, Hoffmann, Kafka, Kleist, Lessing oder Süskind. Matur-Leselisten, die an Schulen herumgereicht werden, tragen ebenfalls zu einem inoffiziellen Kanon bei. Zwar ist Bildungswissen nach 1968 kein festes, von Autoritäten definiertes Korpus mehr, doch das Konzept „Kanon“ ist weiterhin wirksam: die Idee, dass es Kunstwerke gibt, die massgeblich sind, und dass es sich lohnt, sie zu kennen. Es lohnt sich umso mehr, als eine Welt der allzeit verfügbaren Informationen unübersichtlich und flach geworden ist. Die Namen grosser Autoren haben in Zeiten der Digitalisierung nicht an Strahlkraft verloren, im Gegenteil. In den Ohren heutiger Schüler klingt der Name Kafka cool.

Erkenntnisvorrat Literatur

„Wann ist ein Text ein klassischer Text? Und warum?“ Diese Frage müsse man immer wieder stellen, sagt Eva Pabst. Sie verweist

auf das kritische Potenzial der Literatur – gerade auch für zielstrebige und angepasste Jugendliche des 21. Jahrhunderts. Dass die meisten Schüler den Kanon fraglos akzeptieren, erklärt sich die Lehrerin auch mit der Leistungsgesellschaft: Bildungswissen stehe für Bildungserfolg. Und dieser wiederum führe zu Karriereerfolg. Wer den Kanon kennt, gehört dazu. Doch auch in dieser Hinsicht sind Klassiker ein Gegenmittel: Kunst erschöpft sich nicht in Konventionen, sie widersetzt sich der Instrumentalisierung. „Klassische Werke pulverisieren die Ideologien derer, die sie gelesen haben wollen.“

Bildungswissen erweist sich als Gegenmittel gegen die Beliebigkeit. Aus der Begegnung mit Kunstwerken kann ein mentales Netz entstehen, das unsere Existenz mit den grossen Fragen und Abgründen des Menschseins und der Geschichte verbindet. Indem die Schule diese Begegnung ermöglicht, spielt sie gerade im Informationszeitalter eine fundamentale Rolle. Pädagogen prägen auf diese Weise den geistigen Horizont ihrer Schüler massgeblich. „Der Literaturkanon liegt vollständig in der Verantwortung der Lehrer“, konstatiert auch der emeritierte Literaturprofessor Peter von Matt. Aus der öffentlichen Diskussion sei er dagegen weitgehend verschwunden. Die Gegenwart der literarischen Tradition werde geradezu tabuisiert. Von Matt bemerkt, dass in öffentlichen Debatten und Medienberichten kaum mehr auf Literatur und Schriftsteller verwiesen werde. „In der literarischen Tradition liegt

ein ungeheurer Erkenntnisvorrat. Doch das Bewusstsein dafür ist geschwunden.“ Deshalb reichen ein paar grosse Namen allein nicht aus, findet Peter von Matt. Der Deutschunterricht habe auch die Aufgabe, bei den Schülern ein historisches Bewusstsein zu

schaffen. Dafür brauche es eine Reihe von Texten – und die Erfahrung der Brisanz, die jahrhundertalte Texte haben können. Schüler sollten erleben können, dass „ein Text aus einer anderen Zeit einen im Heute trifft“. Auch politisches Wissen sei in Literatur

gespeichert. Kürzlich sei er in Schillers „Wilhelm Tell“ auf einen Vers gestossen, der ihn elektrisiert habe: „Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.“ ■

Quelle: <https://www.nzz.ch/gesellschaft/kafka-lesen-jugendliche-ld.1318999> [24.11.2021].

INFOBOX

Fachdidaktikerin: Wissenschaftlerin, die sich mit Fragen des Lernens und Lehrens in einem bestimmten (Unterrichts-)Gegenstand beschäftigt

Matur (schweizerisch): Matura

Thema 2: Individuum und Gesellschaft

Gemeinschaft 2.0

Verfassen Sie einen **Kommentar**.

Situation: Eine Tageszeitung lädt junge Erwachsene dazu ein, Beiträge zum Thema *Gesellschaftliches Zusammenleben* einzusenden. Sie verfassen dafür einen Kommentar, für den Sie auch einen passenden Titel formulieren.

Lesen Sie die Reportage *Co-Working, Co-Housing: Das neue Wir* von Lisa Breit aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 25. Dezember 2017 (Textbeilage **2**).

Verfassen Sie nun den **Kommentar** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Nennen Sie Ursachen für den Trend zum „neuen Wir“, die im Text angeführt werden.
- Bewerten Sie diesen Trend.
- Nehmen Sie Stellung zum beschriebenen Spannungsverhältnis zwischen dem „Wunsch nach Gemeinschaft“ und dem Streben nach Individualität.

Schreiben Sie zwischen 550 und 600 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage

Zukunftstrends

Co-Working, Co-Housing: Das neue Wir

In einer individualisierten Gesellschaft ist der Wunsch nach Gemeinschaft groß. Was die neuen Kollektive von den alten unterscheidet

Von Lisa Breit

Goldfarbene Gießkannen, rosa Gartenschläuche, dazwischen acht arbeitende Menschen. Montagvormittag in einem Conceptstore für Gartenaccessoires in der Wiener Burggasse. Freiberufler haben sich hier zum gemeinsamen Arbeiten zusammengetan. „Coworking im Grätzl“ nennt sich die Veranstaltungsreihe, die Mirjam Mieschendahl ins Leben gerufen hat. Lokaltäten der Stadt stellen dafür außerhalb der Öffnungszeiten ihre Räume zur Verfügung. Mittlerweile hat man schließlich die Möglichkeit, von überall aus zu jeder Zeit zu arbeiten. „Wir sind komplett digitalisiert“, sagt Mieschendahl. Warum sollte man sich das nicht zunutze machen und zum Beispiel eben vom Café aus arbeiten?

Für Matthias Horx, Gründer des Zukunftsinstituts, ist das flexible Arbeiten ein Phänomen eines größeren Trends: der Individualisierung. „Die moderne Gesellschaft setzt Menschen frei. Sie gibt ihnen die Freiheit zu entscheiden“, sagt Horx. „Der Wert ‚Ich will mein eigenes Leben leben‘ ist in den letzten 50 Jahren massiv angestiegen.“ Während früher das Leben vorgezeichnet schien, muss man sich heute oft aktiv entscheiden: Welcher Beruf, welche Stadt, welcher

Partner? Und nicht zuletzt: Wie will ich arbeiten? Schließlich kann der Laptop zu jeder Zeit theoretisch überall aufgeklappt werden.

Näher zusammenrücken

Viele genießen diese Flexibilität. Allein sein wollen sie deshalb aber nicht. Das beschreibt Horx als das „Grundproblem“ der Individualisierung: „dass sie einsam macht“. Der Trend habe deshalb – wie jeder – auch einen Gegen Trend zur Folge: die Sehnsucht nach Gemeinschaft. Der Mensch sei eben von Natur aus ein soziales Wesen, daran ändere auch die Digitalisierung nichts, sagt Mieschendahl. „Das Bedürfnis nach Reden bleibt.“

Wohl deshalb startet ein Co-Working-Konzept nach dem anderen, eröffnet ein Co-Working-Space nach dem nächsten. Es gibt mittlerweile Angebote für alle möglichen Bedürfnisse – für junge Mütter, für Modeschaffende, für Sozialunternehmer. Inzwischen teilen sich Menschen zum kollektiven Arbeiten aber nicht mehr nur ein Café oder ein Großraumbüro irgendwo in der Stadt, sondern sogar die eigene Wohnung. Ein Schwede hat *Hoffice* gegründet – eine Vernetzungsplattform für Fremde, die einander zum Co-Working nach Hause einladen. [...] *Hoffice*-Gruppen gibt es

derzeit in rund 120 Städten weltweit, auch in Österreich.

Den Ursachen für die Suche nach neuen sozialen Konstellationen geht eine Studie auf den Grund: „Die neue Wir-Kultur“, erstellt von Horx' Zukunftsinstitut. Die verstärkte Wir-Orientierung, steht darin geschrieben, sei mitunter die Reaktion auf eine Vuca-Welt. Die Abkürzung steht für Volatilität, Unsicherheit, Komplexität (Complexity) und Ambiguität. „Das beschreibt ein Umfeld, in dem alles in ständiger Bewegung ist, hochvernetzt und äußerst volatil.“ Menschen würden sich bewusst, dass die Zukunft kaum mehr plan- oder vorhersagbar ist. Familie, Kirche und Staat bieten keinen Halt mehr. Es sei „eine Welt, die leicht als Bedrohung und Überforderung erlebt werden kann und in der er [der Mensch] sich eine wesentliche Frage stellt: Was können wir tun, um in ihr zu leben? Näher zusammenzurücken scheint eine Lösung zu sein.“

Und dieses nähere Zusammenrücken beobachten die Studienautoren „an unterschiedlichsten Stellen und Orten der Gesellschaft“. Denn nicht nur zum Arbeiten tun sich Menschen zusammen: auch zum gemeinsamen Wohnen, zum Co-Living. Ebenfalls beliebter wird kollektives Gärtnern, das

unter der Bezeichnung Co-Gardening firmiert.

Mit Nachbarn teilen

Geteilt und getauscht werden außerdem Gebrauchsgegenstände, Fähig- und Fertigkeiten. *Leila* heißt beispielsweise ein Leihladen im Wiener Bezirk Hernals. Dort werden Gegenstände gelagert, die Menschen typischerweise nur selten verwenden: Werkzeuge, aber auch Musikinstrumente, Fondue-sets bis hin zu Adaptern für den Urlaub und Gästebetten. So sollen Ressourcen geschont werden. [...] Auf Internetseiten wie *neighbours.help* offerieren Menschen anderen ihre Hilfe. Gesucht und geboten werden etwa Mathenachhilfe- oder Geigenstunden, Unterstützung beim Zusammenbauen eines Bücherregals oder beim Einstellen einer Satellitenschüssel. Eine Nutzerin sucht nach jemandem, der ihr dabei hilft, ein kurzes Video zu drehen. Ein anderer Nutzer möchte lernen, wie man selbst Holundersirup herstellt. Auch zum Lauftraining verabredet man sich auf *neighbours.help*. Patrick Schranz, Gründer der Plattform, ist im Burgenland aufgewachsen und lebt seit rund zehn Jahren in Wien. Er möchte mit der Website das Land in die Stadt bringen. „Wir verfolgen den Gedanken, dass wir alle Nachbarn sind“, sagt der Student in einem Interview.

Neu ist die Idee freilich nicht. Nachbarschaftshilfe gibt es seit jeher. Auch öffentliche Bibliotheken basieren auf dem Gedanken, dass Menschen Dinge gemeinsam benutzen. Und schon immer haben Menschen Wohn- und Arbeitsgemeinschaften gegründet.

Sehr wohl neu ist jedoch, dass sich durch die neuen Technologien weit mehr Personen weit schneller zusammentun können. Während man sich vormals im Freundeskreis nach einem Laufpartner umsah, steht nun potenziell ganz Wien zur Verfügung.

Eingehen und auflösen

In der Moderne haben sich, wie es der Soziologe Ulrich Beck in seiner Individualisierungsthese formulierte, „starre Schicksalsgemeinschaften“ aufgelöst. Ersetzt würden sie durch Beziehungen, die jederzeit eingegangen, jederzeit aber auch wieder aufgelöst werden können. Zukunftsforscher Horx bezeichnet sie als „Wahlverbindungen“.

Wie *neighbours.help* zielen auch die meisten anderen Projekte darauf ab, Communitys zwischen vormals Unbekannten entstehen zu lassen. Mirjam Mieschendahl von „im Grätzl“ ist der Überzeugung, dass es diese neuen Allianzen in Zukunft mehr denn je brauchen wird. Im Rahmen einer Umfrage hat Mieschendahl 400 Selbstständige interviewt. „Und gesehen, dass besonders jene erfolgreich sind, die sich vernetzen.“

Gleich zu Beginn des gemeinsamen Arbeitstages fragt Mieschendahl die Teilnehmenden daher: „Wie heißt ihr, und was macht ihr genau? Was ist euch heute wichtig?“ Dann kristallisiert sich heraus: Wer kann wem in welchem Stadium seines Unternehmens wie helfen?

Alexandra – man ist beim Co-Working sofort per du – weiß

beispielsweise als Excel-Spezialistin, wie man aus Daten wertvolle Informationen gewinnen kann, und sucht jemanden, der Flyer gestaltet und ihre Website auf Vordermann bringt. Natascha, die eine Vernetzungsplattform für junge Mütter gründen möchte, will sich vor allem Feedback zu ihrer Idee holen und Tipps für die Umsetzung. Man tauscht Nummern aus, verabredet sich auf einen Kaffee. Es gehe darum, „anderen Türen zu öffnen“, sagt Mieschendahl.

Spätestens hier wird eine Komponente der neuen Gemeinschaften deutlich, die nicht mehr ganz zum Wohlfühlcharakter passt. Spätestens hier zeigt sich: Neben dem Ressourcenschonen, neben dem gegenseitigen Helfen geht es ganz klar auch um eines: den unmittelbaren Nutzen. [...]

Die neuen Wir-Konstellationen können also zunächst als der Versuch gelten, in einer digitalisierten und globalisierten Welt nicht zu vereinsamen. Sie bieten den Menschen scheinbare neue Sicherheiten, wo alte erodieren. Während sie also einerseits für mehr Zusammenhalt stehen, werden sie andererseits im Sinne der Effizienz genutzt. Und sind somit selektiv.

Eine weitere Gefahr beschreiben die Autoren der „Wir-Studie“: Die neuen Verbindungen bestehen nur noch auf Zeit, sie sind nicht stabil, man kann sich auf sie selten verlassen. „Der Einzelne macht damit die Erfahrung, dass mit quasi endloser, unhinterfragter Gemeinschaftlichkeit nicht mehr zu rechnen ist.“ ■

Thema 3: Schöne neue Arbeitswelt?

Die Automatisierung der Arbeit

Verfassen Sie eine **Erörterung**.

Lesen Sie den Kommentar *Die Roboter und die Arbeitsplätze* von Thieß Petersen aus der deutschen Tageszeitung *Frankfurter Allgemeine* vom 24. Juli 2017 (Textbeilage **3**).

Verfassen Sie nun die **Erörterung** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz den Einsatz digitaler Technologien in der Arbeitswelt laut Textbeilage.
- Setzen Sie sich mit möglichen Folgen der „digitalen Verdrängung der Arbeitskraft“ auseinander.
- Machen Sie Vorschläge, wie mit den Herausforderungen der automatisierten Arbeitswelt umgegangen werden soll.

Schreiben Sie zwischen 550 und 680 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Die Roboter und die Arbeitsplätze

Welche Chancen und welche Risiken birgt die Digitalisierung? Die Jobverluste werden sich in der näheren Zukunft wohl in Grenzen halten. Auf längere Sicht könnte es aber tiefgreifende Umwälzungen geben.

Von Thieß Petersen

Roboter erobern in immer stärkerem Maß die Arbeitswelt. An menschenleere Fabrikhallen haben wir uns längst gewöhnt. Online-Banking und Reiseportale übernehmen Aufgaben von Bankangestellten, Aktienhändlern und Reiseagenturen. Computerprogramme erledigen zunehmend auch Tätigkeiten von Dolmetschern und Juristen, sogar Mediziner und Journalisten. In ein paar Jahren könnten selbstfahrende Fahrzeuge Lkw-, Bus- und Taxifahrer ersetzen. Und die jetzt noch in den Kinderschuhen steckende 3D-Drucker-Technologie ermöglicht es den Verbrauchern, zahlreiche Produkte demnächst selbst herzustellen.

Die langfristigen wirtschaftlichen Auswirkungen dieser voranschreitenden Digitalisierung lassen sich heute nur erahnen. Zu ungewiss ist, welche technologischen Sprünge uns noch erwarten. Unklar ist zudem, ob die Menschen alles, was technologisch möglich ist, überhaupt zulassen werden. So ist es zum Beispiel denkbar, dass eine Gesellschaft aus ethischen Gründen oder Sicherheitsbedenken den Einsatz autonom fahrender Autos verbietet.

Auch wenn der digitale Fortschritt also keinem naturgesetzlichen

Lauf folgt, lassen sich dennoch einige grundsätzliche Entwicklungen skizzieren: Die Bedeutung von Kapital und Technologien für die Herstellung von Waren und das Erbringen von Dienstleistungen wird weiter zunehmen – auch in Schwellen- und Entwicklungsländern. Digitale Produktionsverfahren ersetzen dadurch weltweit neben gering qualifizierten Arbeitskräften zunehmend auch Fachkräfte und Spezialisten. Die Einkommensverteilung verschiebt sich damit zugunsten des Produktionsfaktors Kapital. Außerdem verändert sich die internationale Arbeitsteilung: Für Industrieländer wie Deutschland verlieren Produktionsverlagerungen in Niedriglohnländer ihren Reiz. Stattdessen ist ein zunehmendes „In sourcing“ zu erwarten. Das bedeutet, die Produktion findet wieder in den Industrieländern statt.

Aus ökologischer Sicht bieten diese Entwicklungen große Chancen. So ist beispielsweise das „In sourcing“ zu begrüßen, denn weniger Transportaktivitäten bedeuten auch weniger Treibhausgasemissionen. Das Gleiche gilt für den Trend hin zur „Sharing-Economy“: Verbraucher kaufen bestimmte Produkte nicht mehr, sondern mieten sie für eine bestimmte Zeit. Ein bekanntes Beispiel ist das Carsharing, aber auch das Teilen von

Fahrrädern, Wohnungen, Werkzeugen, Spielzeug und Designerkleidern ist schon weit verbreitet. Digitale Technologien ermöglichen eine stärkere Nutzung dieser Konsumform und damit weniger Ressourcenverbrauch. Wenn sich vier Personen einen Wagen teilen, muss statt vier Autos nur noch eines produziert werden.

Schwieriger fällt die Bewertung der Arbeitsmarkteffekte aus. Kurzfristig sind seitens der Unternehmen und des Staates erhebliche Investitionen zur Anpassung an die neuen Technologien erforderlich. Der Aufbau einer digitalen Infrastruktur erhöht die gesamtwirtschaftliche Güternachfrage und damit die Beschäftigung. Die stärkere Rückverlagerung von Produktionsprozessen in die Industrieländer steigert dort ebenfalls die Beschäftigung.

Allerdings kommt es auch zu Arbeitsplatzverlusten. Der mit der „Sharing-Economy“ verbundene Produktionsrückgang verringert den Bedarf an Arbeitskräften. Weitaus gravierender sind die Arbeitsmarkteffekte, die sich aus dem verstärkten Einsatz von Kapital und Technik ergeben. Der Wirtschafts-nobelpreisträger Michael Spence spricht in diesem Zusammenhang von einer „digitalen Verdrängung der Arbeitskraft“. Und Jeremy Rifkin, amerikanischer

Soziologe und Ökonom, prognostiziert, dass um das Jahr 2050 herum der größte Teil aller ökonomischen Aktivitäten von intelligenten Technologien erledigt wird.

Keine vollständige Aufhebung, aber dennoch eine erhebliche Reduzierung der Erwerbsarbeit wird es nach Einschätzung von Carl B. Frey und Michael A. Osborne geben. Beide veröffentlichten 2013 eine vielbeachtete Studie. Dort berechneten sie, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass bestimmte Tätigkeiten computerisiert werden. Ihrer Einschätzung nach könnten 2035 rund 47 Prozent der amerikanischen Beschäftigten durch Computer ersetzt sein. Allerdings sind diese Zahlenangaben umstritten.

Daneben gibt es auch Berechnungen, die – zumindest mittelfristig – Beschäftigungszuwächse oder nur geringe Arbeitsplatzverluste erwarten. Die entsprechenden Studien gehen zwar auch von einer hohen Freisetzung von Arbeitskräften in digitalisierbaren Tätigkeitsfeldern aus. Gleichzeitig kommt es aber zu einem höheren Arbeitskräftebedarf in den Bereichen Koordinierung, Kommunikation, Forschung und Entwicklung sowie bei entscheidungsintensiven Tätigkeiten.

Angesichts der hohen Unsicherheit über die technologischen Entwicklungen der nächsten Jahrzehnte – was ist technisch möglich, was ist gesellschaftlich erlaubt, welche vollkommen neuen Tätigkeiten wird es geben? – sind alle Aussagen über die zu erwartenden Arbeitsmarkteffekte letztendlich Spekulationen. Meine persönliche Einschätzung: In den nächsten zehn bis 15 Jahren werden die Arbeitsplatzverluste noch moderat ausfallen, danach aber stark zunehmen. Ein „Ende der Arbeit“, das eine vollautomatische Produktion in allen Bereichen des menschlichen Daseins bedeutet, sehe ich jedoch auch langfristig nicht. Die Arbeitseinsparungen könnten aber durchaus so erheblich sein, dass sie ab dem Zeitraum 2040/2050 in entwickelten Volkswirtschaften die von Frey und Osborne berechneten Ausmaße erreichen.

Für die Menschen kann diese Entwicklung überaus positiv sein. Sie können die gewonnene Zeit für selbstbestimmte Tätigkeiten wie Hobbys, Ehrenamt und anderes nutzen, was ihre Lebenszufriedenheit erhöht. Die Bürger können die Zeit auch für Freizeitaktivitäten nutzen und dabei kommerzielle Angebote in Anspruch nehmen.

Beispiele hierfür sind Kreuzfahrten, Städtereisen, der Besuch von Freizeitparks und vieles mehr. Diese Tendenz hin zu einer kommerziellen Event- und Erlebnisökonomie schafft neue Arbeitsplätze.

Damit die technologischen Veränderungen den Wohlstand der Menschen tatsächlich steigern, dürfen die Arbeitsplatzzeinsparungen nicht zu Einkommensverlusten führen. Damit stellt sich die Frage, wie wir zukünftig die Einkommensverteilung organisieren. Konzepte, die aus heutiger Sicht noch undenkbar sind, könnten langfristig unumgänglich sein: etwa ein bedingungsloses Grundeinkommen oder eine stärkere Beteiligung aller Bürger am Produktivvermögen der Gesellschaft. Letzteres bedeutet, dass die Bürger die Einkommensverluste, die sie als Arbeitnehmer erleiden, durch Kapitaleinkommen kompensieren können. Arbeitsplatzverluste könnten dann ihren Schrecken verlieren. ■

Thieß Petersen ist Senior Advisor im Programm Nachhaltig Wirtschaften der Bertelsmann Stiftung.